

Auf den Käfer gekommen

Wenn Laien Wissenschaft betreiben – Tobias Scheidegger über ausseruniversitäre Naturforschung um die vorletzte Jahrhundertwende

URS HAFNER

Ein Tempel bleibt nur so lange in Betrieb, wie die Menschen glauben, dass er nötig sei. Das gilt auch für den Tempel der Wissenschaft, für die Hochschule; auch sie ist letztlich auf die Zustimmung der Gesellschaft angewiesen. Wie eng die Beziehungen besonders der Botaniker und Zoologen der ETH Zürich zu Deutschschweizer Kleinstädten in den Jahrzehnten vor und nach 1900 waren, schildert der Historiker Tobias Scheidegger in seiner geradezu epischen Dissertation. Mit Akribie und Hingabe entwirft er auf über siebenhundert zwar nicht wiederholungsfreien, doch nie den roten Faden verlierenden Seiten ein ungemein dichtes Bild von «citizen science», von bürgergestützter Wissenschaft, in der Provinz.

Chur, Frauenfeld, Solothurn, Liestal, Luzern: Diese Kantonshauptorte besitzen keine Universitäten (ausser Luzern, aber erst seit siebzehn Jahren). Ihre Tempel der Wissenschaft und Bildung sind um 1900 die Gymnasien, die naturhistorischen Museen, die naturforschenden Gesellschaften. Fast immer hält in diesen Städten eine einzige Person die Fäden in der Hand – Tobias Scheidegger bezeichnet sie (im Kontrast zu seinen oft geschmeidigen Formulierungen) etwas sperrig als «Zentrumsakteur». Noch vom Studium her Kontakte zu ETH-Professoren unterhaltend, wirken diese Akteure, in der Regel unterstützt von der Gattin im Hintergrund, als Biologielehrer an der Kantonsschule, stehen dem Naturmuseum vor, präsidieren die naturschützenden und die Natur erforschenden Vereine – und vertiefen sich an ihrer Schule, im heimischen Studierzimmer und auf Exkursionen in der näheren Umgebung in die Untersuchung von Fauna und Flora.

Materialreich und theoriefern

Die Porträts dieser provinziellen Wissenschaftsenthusiasten zählen zu den Glanzlichtern von Scheideggers anregender Studie, die eine Unmenge archivarisches Material verarbeitet und kreativ sozialwissenschaftliche Theorien einsetzt. Man sieht die bärtig-bebrillten Männer förmlich vor sich, die Herren Brügger, Wegelin, Leuthard, Bachmann, wie sie in heiligem Ernst mit der Botanisierbüchse Schmetterlinge haschen und Blumen pflücken, taxono-



Interessierte Laien mit professoraler Begleitung im Botanischen Alpengarten Bourg-Saint-Pierre, 1920.

LEO WEHRLI / ETH BILDARCHIV

misch die Arten bestimmen und die Objekte ins Herbarium einkleben oder in der Vitrine aufspießen. Ihre Wissenschaft ist so materialreich wie theoretisch; und das wissen sie: In Selbstbescheidung nennt einer sein Tun «petite science».

Die Männer sind nicht bloss untereinander verbunden, sondern auch mit den professoralen Grössen an den Hochschulen und mit dem gemeinen Fussvolk, den Dorfschullehrern in den Gemeinden, die sie beim Sammeln unterstützen und an den Jahresversammlungen ihren Ausführungen lauschen. Man tauscht Käfer, informiert über Fundorte, schickt einander Zeitschriften zu, geht auf Exkursion. Tobias Scheidegger rekonstruiert ein aussergewöhnliches Wissensmilieu, an dem viele Laien partizipieren und ausnahms-

weise die eine oder andere Laiin – und manchmal auch die zum Ausheben von Teichen oder Einfangen von Fledermäusen eingespannten Schüler.

Die erfahrungsbasierte Wissenschaft, welche die Herren nicht immer konfliktlos betreiben – wer zu weit geht mit der Benennung neu entdeckter Pflanzenarten nach dem eigenen Namen, wird gemassregelt –, hat ausserwissenschaftliche Folgen. Die Wissenschaft befördert den Naturschutzgedanken, der sich 1914 unübersehbar in der Errichtung des Schweizerischen Nationalparks materialisiert. Die Stock und Stein nicht scheuenden Lokalforscher bemerken als Erste die Auswirkungen von Industrialisierung und Modernisierung auf die «Natur» ihrer Umgebung, die sie so gut kennen wie ihre Hosentasche. Dem Artensterben begegnen sie mit dem

Aufstellen von Listen bedrohter Pflanzen- und Tierarten.

Zugleich trägt diese Wissenschaft zur «Konstruktion» und Verbreitung des Heimatgedankens bei, wie er 1896 im «village suisse» der Schweizer Landesausstellung in Genf fassbar wird: Berge und Bräuche, Trachten und neugeschaffene Traditionen – Heimat als Einheimisches, das in der Abgrenzung vom Fremden Konturen gewinnt. Die Naturforscher entwerfen die Heimat als ein organisches Ganzes, als Öko-Zusammenhang und Biotop, das zu konservieren ist. Architektonisch findet diese Bewegung Ausdruck im Heimatstil, in dem die Volksschulhäuser errichtet werden, und in den neuen Heimatmuseen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts vollziehen die Forscher eine konservative Wende, ohne indes explizit politisch zu agieren.

Noch die erste Generation ist mit ihrem optimistischen Bildungseifer liberal gesinnt gewesen.

Die Virulenz dieses die Gesellschaft durchdringenden naturkundlichen «Dispositivs» (der Diskurse, Institutionen, Architektur, Moral . . .), wie der Autor in Anlehnung an Michel Foucault formuliert, den Lieblingsklassiker der jüngeren Historikergeneration, kommt nach dem Zweiten Weltkrieg an ihr Ende. Zunächst etabliert sich in der universitären Biologie die Genetik. Mit diesem Paradigmenwechsel verliert die heimatliche Naturforschung, die sich lange wie die Hochschulprofessoren auf Darwins Artenlehre stützt, an Terrain. Dann folgen um 1970 sowohl museumsdidaktische als auch schulische Reformen, die den taxonomischen Naturzugang marginalisieren.

Offene Fragen

So in sich stimmig nun das Panorama ist, das Tobias Scheidegger entrollt, es wirft doch eine Reihe von Fragen auf, die er hätte anschneiden können. Zunächst: Was bedeutet es, wenn mindestens eine Generation schulisches unter einem paternalistischen und pedantischen Ökologismus sozialisiert wird? Was für ein «Naturverständnis» entwickeln die Knaben und Mädchen, wenn sie reihenweise Käfer töten und aufspießen? Wissen sie mehr vom Leben als Kinder, die dazu angehalten werden, keiner Fliege etwas zuleide zu tun?

Dann: Wie steht das vom Autor hermetisch rekonstruierte «Dispositiv» zu anderen weltanschaulichen Strömungen und kulturellen Formationen jener Zeit, zum – notabene ebenfalls wissenschaftsgläubigen – Sozialismus etwa, zur Grossbürgerlichkeit oder zum geisteswissenschaftlichen Historismus? Hat dieser eine ähnliche gesellschaftliche Verankerung gekannt? Schliesslich: Wie ist der verstörende Konservatismus der eigentlich per se innovatorischen Forschung zu erklären? Und, mit der «petite science» im Hinterkopf, im Blick auf heute: Welche gesellschaftliche Rolle könnte eine immens spezialisierte, sich von der Gesellschaft verabschiedende Wissenschaft spielen – jenseits der Steigerung des Bruttosozialprodukts?

Tobias Scheidegger: «Petite Science». Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900. Wallstein, Göttingen 2017. 707 S., zahlreiche Abb., Fr. 104.–.